

Elefanten in Turnschuhen

Im „Krüger Nationalpark“ tragen die Jäger Bermuda-Shorts und sind mit Videokameras und Ferngläsern bewaffnet
Wochenpost | 1996

Die Giraffe ist erstarrt, nur ihre Ohren spielen leise. Sie steht zwei Meter vorm Wasserloch und macht Anstalten, sich zu bedienen. Sie weiß, hat sie den Hals erst mal unten, wird die Sache riskant. Eine hungrige Löwin könnte ihn zu fassen versuchen oder ein Krokodil. Obwohl, es ist kein Busch in der Nähe, der eine Raubkatze verstecken könnte und das Wasserloch ist viel zu flach für ein großes Reptil. Trotzdem wird die Giraffe nicht leichtsinnig. Sie schaut nach links: ihre Kollegen schweben im Zeitlupentempo über die Ebene. Sie schaut nach rechts: bunte Blechkisten stehen lautlos auf der Stelle. Keine Gefahr also. Zögernd bugsiert sie sich ans Wasser, tänzelt zurück und wieder vor, äugt noch einmal zu uns Menschen – und trinkt endlich. Hastig zwar, und nicht ohne alle paar Sekunden den Blick zu heben, aber immerhin. Man muß die Giraffe zu ihrer Umsicht gratulieren.

Ein Tag im Krügerpark ist ein fröhliches Ritual. Frühmorgens zum Sonnenaufgang wartet eine geduldige Autoschlange an der Campausfahrt – man liest, trinkt Tee aus Pappbechern, legt Filme ein und wartet auf den Moment, in dem sich die Torflügel öffnen. Die Gewieften fahren sofort zu den Wasserlöchern und legen sich dort auf die Lauer, die cleveren unter den Neuankömmlingen heften sich an ihre Rücklichter. Der Rest rollt den lieben langen Tag über die staubigen Pisten und starrt sich die Halsmuskeln steif. Abends mischt sich der Autostrom wieder zusammen und rollt als erschöpfte Karawane im Lager ein. Die Tore fallen zu und wer zu spät kommt, den bestraft der Löwe.

Wir sind neu im Krügerpark und längst nicht clever.

Wir fahren mit zulässigen 30 Stundenkilometern dem Zufall hinterher und suchen Afrikas Tiere auf der Landstraße.

Als wir das erstmal Halt machen, um ein paar Ananasfrüchte zu schälen, schiebt sich ein dunkler Berg aus dem Gehölz. Zwei Elefantenaugen mustern das Auto, achtsam prüfend. Wir kurbeln die Scheiben hoch. Sollen wir den Motor abstellen? Verscheucht ihn das oder macht es ihn zornig? Der Elefant senkt den Kopf und stampft mit dem Fuß. Wir machen uns so klein wie möglich und starren auf den riesigen Fleischapparat, der zum Riechen, Saufen und Duschen dient. Und zum Aufklatschen von Störenfrieden. Jetzt schlenkert der auch noch die Ohren. Sagte der Reiseführer nicht, schwingende Ohren geben Grund zur Beunruhigung? Doch dann fällt der Rüssel und greift einen Zweig vom Boden. Der Elefant hat uns gefoppt. Alles, was ihn im Moment interessiert, sind frische Luft und Kalorien. Elefanten verkörpern die Misere des Vegetariers auf das Extremste: Zwanzig Stunden sind sie täglich mit Fressen beschäftigt – eine Zeitspanne, die ein Löwe ohne Probleme eben mal verdöst.

Dann entsteigen weitere Elefantentiere dem Dickicht. Eine Kuh mit Gefolgschaft überquert die Straße, den Blick unablässig auf unser Fahrzeug geheftet. Als das letzte Tier im Gestrüpp verschwunden ist, ertönt ein lautes Trompetensignal, dem sofort geantwortet wird. Ein nachzügendes Jungtier erscheint am Straßenrand: Stutzen, Kopfschütteln, unschlüssiges Rüsselpendeln. Dann richtet es sich zu voller Größe auf, wackelt mit den Ohren und galoppiert triumphierend der Familie hinterher. Seine Füße sind naß und mit hellem Sand bedeckt: ein Elefant in Turnschuhen.



Wenige Kilometer weiter, an einem künstlich angelegten Teich, ist ein Krokodil ins Wasser geglitten und kreist langsam an der Oberfläche. Ab und zu steigt es in die Tiefe, um ein paar Meter weiter lautlos wieder aufzutauchen. Zwei Gänse am Wasserrand schnattern aufgeregt und treiben mit ihrem Lärm eine junge Witwenente genau auf das Reptil zu. Das spielt toter Ast, nur zwei Augen sitzen auf dem Wasser. Dann, als sie nur noch einen Meter vor dem wartenden Maul entfernt ist, macht die Ente plötzlich kehrt und strampelt entsetzt dem Ufer zu. Und nun? Nichts. Kein Sprung, kein kaltes Schnappen. Ihr regloser Feind gibt einfach auf. Und obwohl wir der Ente ihr Überleben gönnen, sind wir enttäuscht von der mangelnden Einsatzfreude des Krokodils.

Den Wilderern, die es auch im Krügerpark gibt, geraten Krokodile selten ins Visier. Die wollen an die Einzelteile anderer Kreaturen, welche das Unglück haben, in den Rezeptbüchern borbierter Hexenmediziner vorzukommen. In Fotos geronnene Realität: das von Äxten zerhackte Nashorn, der Springbock mit dem Eisenring im Schädelmark, die Hyäne, der man das Rektum herausriß und die Tatzen abschnitt und die ihren geschundenen Körper auf Knochenstümpfen stundenlang über den Sand schleifte.

Indirekt verschafft uns das Krokodil eine Begegnung mit dem nächsten Großtier. An der Abzweigung zur N'wanetsi River Road steigt ein schwarzer Büffel aus dem Laub. Neugierig die Nase hebend, schnauft er eine Weile neben uns her, bis ihm die Sache zu langweilig wird und er sich wieder seinen Besorgungen widmet.

Wir folgen einem Seitenpfad und geraten in eine weiträumige Talsenke, aus der sich ein einsamer Affenbrotbaum erhebt. Hinter einer Kurve müssen wir scharf bremsen – direkt am Wegrand liegen drei junge Löwen. Ein paar Meter tiefer ins Gras, und wir hätten nur noch die Ohren gesehen. Diesmal sind wir vorbereitet: Motor aus, Scheiben halb hoch, Kamera drauf! Die Katzen zeigen sich wenig beeindruckt von unserer Brillanz. Ein verschlafener Blick, ein Gähnen, dann wendet sich das männliche Tier wieder seinen Gespielinnen zu und läßt sich grollend umgarnen. Putzig! Nur gut, daß wir die traurige Geschichte dieses Japaners kennen, der unbedingt auf sein eigenes Löwenfoto wollte. Immer wieder kommt es vor, daß Besucher im offenen Gelände aus dem Fahrzeug steigen, und sei es nur, um ihre Kinder zu beeindrucken. Zuweilen stammt das Raubtiergebrüll dann doch nicht aus dem Kassettenrekorder eines zu Scherzen aufgelegten Mitreisenden.

Zehn Meter hinter der Löwengruppe erhebt sich eine einzelne Löwin aus dem Gras. Sie lauscht, jeder ihrer Muskeln ist gespannt, nichts an ihr weist die gelangweilte Lässigkeit der anderen Katzen auf. Dann beginnt sie loszuhumpeln. Ihr rechter Vorderfuß knickt ein beim Laufen und als sie direkt an unserem Seitenfenster vorbeischiebt, sehen wir, daß das Fell rüdig und ihr Körper ausgemergelt ist.

Einem Wildhütertrio auf Fahrrädern, das mit Flinten bewaffnet das Areal patrouilliert, berichten wir von dem verletzten Tier. Einer notiert die Stelle und bedankt sich. Allerdings, läßt er uns wissen, ist es nicht die Politik des Parks, hier einzugreifen. Was einem Todesurteil gleichkommt, wenn die Löwin nicht viel, viel Glück hat. „Manchmal“, sagt der Uniformierte und grinst, „manchmal haben die Tiere hier verdammtes Glück.“ Wir grinsen zurück und genießen die Vorstellung, daß in einer der nächsten Stunden zufällig ein Stück Fleisch von einem Leiterwagen herunterfallen wird.

In einer verzweigten Baumkrone, etwa dreißig Meter vom Straßenrand, stöbert eine weitere Raubkatze – diesmal ist es ein Leopard. Ohne Unterlaß steigt er über die Äste und schlägt seine Zähne in ein Stück Beute, das er hoch in den Wipfel gezerrt hat. Ein einzelner Huf schwingt rhythmisch auf und ab, als wäre noch Leben in dem toten Fleisch.

Das Krügerreservat ist nicht nur eine Zufluchtsstätte für Tiere, auch die Besucher schöpfen in dieser Zivilisationsoase Atem von den Zwängen der Dingwelt. Daß der Park an manchen Stellen deutlich arrangiert wurde, so wie man seinen Zierfischen eine Kokosnuß ins Aquarium legt, fällt kaum ins Gewicht. Die ökologische Symmetrie des Reservates hingegen erfordert Maßnahmen, die das Verständnis Außenstehender oft übersteigen. Entrüstet redet die blonde Holländerin auf den kleinen Picknickplatzwärter ein, warum um Himmels willen er nicht das lodernde Buschfeuer löschen gehe. „Die armen Tiere!“ klagt sie und guckt sich nach Verstärkung um.

Der Troß der Reisenden indes mischt sich nicht in die Interna des Parkmanagements. Viel wichtiger ist es, in den wenigen Minuten der Rast das Nötigste für den Nachmittag zu beschaffen. Eine beliebte Engländerin beäugt die im Picknickshop ausgestellten Saftbehälter, während ihr Mann sich eine Nilpferdmütze nach der anderen aufsetzt. In der Ecke stapeln sich Klopapierrollen, zwei deutsche Touristinnen fragen nach Malariamitteln. Die Atmosphäre ist erregt, ein Gepard soll in der Nähe sein. Die gestern Geschäftsleute, Büroangestellte und Arzthelferinnen waren, haben sich in lärmende, selbstvergessene Abenteurer verwandelt, mit glühenden Kindergesichtern, auf denen sich Glück, Wehmut und Dankbarkeit spiegeln. Seltsam, noch vor siebzig Jahren, in der Hochzeit des Großwildjagens, schien es undenkbar, daß Menschen hierher kommen würden, um Tiere *anzuschauen*.

Die Pirsch anderntags zielt zunächst ins Leere. Eine sechsköpfige Amerikanerfamilie, die ihren Rover in einer Kurve geparkt hat, stiert angestrengt aus dem Seitenfenster. Was es denn zu sehen gäbe, fragen wir. „Keine Ahnung, können auch nichts erkennen!“ kommt es zurück, ohne daß die Ferngläser sinken. Wenig später entpuppt sich die angebliche Löwenfamilie als Ansammlung von Streifengnus und das Nashorn hat gar keins.

Immerhin überraschen wir zur Mittagszeit eine Herde Zebras, die dichtgedrängt auf einer offenen Lichtung steht und äst. Von weitem gesehen bilden die Tiere eine einzige surrealistische Ansammlung aus ineinanderlaufenden Linien, womit sie ihre Verfolger oft genug hereinzulegen wissen. Erst beim Näherkommen heben sich einzelne Exemplare heraus: die schwarzweißen Streifen ziehen sich in verwirrender Vielfalt über Rücken, Beine und Kopf, selbst die Halsborsten machen das Wechselspiel brav mit.

Zu der Zebraherde hat sich eine Giraffe mit abgeschabtem Eierkuchenpo gesellt. Sensibel blickt sie aus langbewimperten Augen auf die Welt hinunter und umrollt mit ihrer Zunge ganze Zweige. Beim Kauen zeigt sie dann einen etwas bedeppten Gesichtsausdruck, aber genau besehen steht sie damit nicht allein da.

Ein paar hundert Meter entfernt lagert, kugelrunden Felssteinen gleich, eine Gruppe Nilpferde am Ufer des Sabie. Unwillkürlich sucht man nach einem Anzeichen von Subtilität an diesen prallen Erscheinungen und findet sie in den Ohren, die wie kleine Sperlinge rotieren. Obwohl die Tiere im Schlummer liegen, sind sie auf ein warnendes Schnauben hin sofort auf den Beinen. In Sekundenbruchteilen haben sie ihre massigen Körper aufgebockt und sind die Uferböschung hinunter ins schützende Wasser gesprungen. Nachdem sich die Aufregung als grundlos erwiesen hat, sammeln sie sich umständlich an einer seichten Stelle und verfallen in einen wiederkehrenden Ritus: Kopf aus dem Wasser, knarren wie ein altersschwaches Holzschiff, Ohren drehen, abtauchen. Ganz einfach.

Anders als ihre Nachbarn, die Krokodile, welche mit ihrem eingezeichneten Grinsen und den hervorstehenden Zähnen unmaskiert als Räuber auftreten, haben sich die Hippos durch ihr friedliches Äußeres den Ruf des Gemütlich-Trotteligen erworben. Dabei macht es diesem wehrhaften Tier weder Mühe noch Skrupel, im Weg stehende Touristen einfach in der Mitte durchzubeißen. Bei Hungergefühlen hingegen reicht ein kurzes Maulauf: das Nilpferd lebt in seiner eigenen Salatschüssel.

Abends in Satara holt uns gedämpfter Menschenlärm zurück in die Jetztzeit; die Herrschaft der Tiere ist für die Zeit der Nacht suspendiert. Unser Jagdfieber erlischt im Duft von gegrilltem Mais. Eine Gruppe Jogger versetzt ihr tageshartes Sitzfleisch in rhythmische Schwingungen, irgendwo singt jemand, eine südafrikanische Schulklasse läßt geduldig die Erklärungen zweier Lehrerinnen über sich ergehen. Ein Buschbaby stößt klagende Laute aus, es raschelt und zirpt von überall her und der Mond sieht aus wie eine Handtasche. Die Dunkelheit läßt das Bedrohliche harmlos und das Harmlose feindlich erscheinen. Hinter dem Zaun leuchtet eine Kompanie Augenpaare im Schein der Lampen – hungrige Schakale oder schlaflose Antilopen?

Fast verbissen durchforsten wir am letzten Tag das Gelände, weder der Anblick des gehörnten Kudus noch die Lachsalven der Hyänen können unsere Neugier stillen. Auch nicht die bunten Gefieder der exotischen Vögel, vor allem, wenn sie sich nicht exotisch verhalten. Der Gelbschnabeltoko beendet jede seiner Flugkurven mit einem unpraktischen Plumps und er tut dies mit Vorliebe vor fahrenden Autos. Nach der Landung wartet er stur, bis ihn fast die Stoßstange umschubst, bevor er wie ein mecklenburgisches Dorfhuhn mißmutig zur Seite stakt.

Dann überschlagen sich die Ereignisse. Urplötzlich stehen zwei ausgewachsene Nashörner vor uns und blockieren mit ihren klobigen, prähistorischen Leibern die Straße. Neben uns stoppt ein Ford. Der Fahrer beugt sich aus dem Fenster: „Ich muß um halb sieben aus dem Park sein, mein Flug geht heute Nacht!“ ruft er. „Okay!“, antworten wir. „Fahren Sie zuerst!“ Er schüttelt lachend den Kopf. Die beiden Kolosse glotzen und senken ihre riesigen Hörner. Wir legen den Rückwärtsgang ein und stellen fest, daß das sinnlos ist. Hinter uns kämpfen bereits ein halbes Dutzend Touristenautos um die beste Position. Kameras surren, Türen knallen. Die Nashörner schaukeln unentschlossen vor und zurück und für eine endlose Sekunde ist alles möglich.

Schließlich siegt Vorsicht über Groll und sie beginnen, am Straßenrand entlang zu laufen. Unser Nachbar gibt erleichtert Gas und rast an den Tieren vorbei, die zuletzt genug haben von Lärm und Gestank und seitlich in den Busch ausweichen. Nur die beiden Hörner tanzen noch eine Weile auf einem gelben Meer aus Gras.

Am Timbavati River hält eine größere Gruppe Paviane die Brücke besetzt und zwingt die Autos zur Slalomfahrt. Ganze Affenfamilien sitzen auf der Brüstung, lausen sich gegenseitig das Fell, tragen winzige Babys auf dem Rücken und lassen sich von den eiligen Menschen nicht im geringsten aus dem Konzept bringen. Ein Gast macht es sich auf unserem Autodach bequem; in einem unbewachten Moment schnellt sein behaarter Arm durch das Seitenfenster und klaut uns eine Tüte Bonbons.

Zur Dämmerung hat sich am östlichen Horizont eine schwarze Wolkenwand gebildet, vor der die blattlosen Fliederbäume wie fahle Skelette wirken. Als wir schon das Camp sehen, stoßen wir auf ein letztes Hindernis. Eine einsame Giraffe ist dabei, die Straße zu überqueren. Gemächlich huft sie sich auf den Asphalt, gleitet zwischen den wartenden Autos hindurch und bleibt mitten auf der Fahrbahn stehen. Ihr Hals leuchtet dunkelorange in der untergehenden Sonne und die Rücklichter der Autos erzeugen schimmernde Reflexe auf ihrem Fell. Sie dreht sich im Kreis, wirft einen geduldigen Blick auf die Fahrzeugschlange zu ihren Füßen und verschwindet nickend im Dickicht.

www.meyer-schreibt.de

